

MONIKA BITTL

MAN MUSS AUCH
MAL LOSLASSEN
KÖNNEN

ROMAN

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**



Originalausgabe September 2018

© 2018 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Cindy Fröhlich/Illustratoren.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-52323-0

2 4 5 3 1

Für Franz

Nichts im Leben macht unglücklicher,
als sich selbst zu ernst zu nehmen.

CHARLOTTE

Charlotte verschob den Laptop etwas nach rechts auf dem Küchentisch, der zugleich ihr Schreibtisch war, und kniff die Augen zusammen, um die Buchstaben auf dem Bildschirm besser erkennen zu können. Sie starrte auf das Deckblatt des Romans und stellte wieder alles infrage. War »Julia« wirklich der richtige Name für die Hauptfigur und zugleich den Titel? Klang Julia nicht zu leicht, weil das zu sehr mit dem Sommermonat »Juli« konnotiert war? Erinnernte es vielleicht nicht auch zu sehr an »Romeo und Julia«, also eine Liebesgeschichte? Und hieß mittlerweile nicht auch jede zweite Aldi-Verkäuferin mit Vornamen »Julia«? Wie um Himmels willen konnte ein Textwerk zur Kunst werden, wenn der Name der Hauptfigur nicht schon auf die existenzielle Tiefe und Wahrheit verwies? Denn eins war so klar wie sonst nichts: Nur die Kunst verlieh dem Leben eine Sinnhaftigkeit, und Kunst bestand nun mal nicht aus einer Komödie, sondern im Aufdecken der tiefen existenziellen Wahrheit der Einsamkeit des Individuums. Literatur musste – ob sie wollte oder nicht – sich sperrig dem Vergnügen entziehen, denn sonst übertünchte sie die existenzielle Einsamkeit, die nur die Literatur beschreiben konnte und in die sie sich doch begeben musste, um Kunst zu erzeugen. Schwer zu sagen, warum Aristoteles und andere Dramentheoretiker auch der Komödie so eine Bedeutung zugestanden. Waren sie vielleicht nicht mutig genug, im letzten Moment noch einmal die Hauptfigur und den Titel umzubenennen?

»Was für ein Unsinn!«, dachte Charlotte über sich und ihre abschweifenden Gedanken und schob den Laptop noch einmal ein Stück weiter nach rechts auf dem Tisch. Aristoteles & Co. waren nicht Hinz und Kunz. Diese würden schon ihre Gründe dafür haben, auch das Vergnügen, also die Komödie wertzuschätzen. Charlotte rückte mit dem Stuhl ein wenig weiter nach rechts, um der Mittagssonne, die immer stärker in den Raum drängte, auszuweichen. Dabei verschob sie den Laptop versehentlich mit dem Arm noch ein Stück und konnte ihn gerade noch auffangen, bevor er auf dem Boden aufschlug. Erschrocken umklammerte Charlotte das Gerät. Sie musste unbedingt eine Sicherheitskopie machen! Hatte sie das nicht schon vor einer Woche gedacht? War sie da nicht auch schon der Mittagssonne ausgewichen, bis der Laptop fast vom Tisch gefallen wäre – um sich erst danach daran zu erinnern, dass sie einfach nur einen Vorhang zuziehen musste, damit sie nicht mehr geblendet wurde? Wie blöd war sie eigentlich, immer und immer wieder zu vergessen, dass es ein ganz einfaches Mittel gegen diese aufdringlichen Sonnenstrahlen im Mai gab? Aber war überhaupt wirklich schon Mai? Und welcher Wochentag war heute? Der Rechner zeigte Donnerstag, 4. Mai, 12.30 Uhr an. Immer öfter verlor sie das Zeitgefühl, wenn sie tagelang nicht die Wohnung verließ. Sie sollte sich duschen und anziehen und so tun, als ob alles normal wäre und sie nicht seit vier Jahren wesentlich mehr in diesem Stoff als im realen Leben hauste. »Hauste«? Passte dieser Begriff? Egal. Viel wichtiger war die Frage, ob der Titel »Julia« passte.

Es klingelte an der Tür. Charlotte zuckte zusammen und schüttete beim Aufstehen die Kaffeetasse, die seit acht Uhr auf dem Tisch stand und deren restlicher Inhalt nun erkaltet war, um. Sie starrte auf die dunkle Flüssigkeit, die auf den Boden tropfte. »Sicherheitskopie!«, schoss Charlotte in den Kopf. Sie musste sofort eine Sicherheitskopie machen! Man stelle sich nur vor, der Kaffee wäre auf den Laptop gelaufen und hätte die Daten unbrauchbar gemacht!

Es klingelte erneut. Charlotte griff zu ihrem Morgenmantel, warf ihn über und öffnete die Wohnungstüre.

»Hier!«, sagte ein mürrischer Postbote, der auf dem Treppenweg zum dritten Stock offenbar etwas außer Atem geraten war, und hielt ihr ein Bündel Briefe hin.

Charlotte starrte ihn an. Sollte sie nach seinem Aussehen nicht eine Nebenfigur noch einmal neu beschreiben?

»Da!« Der Briefträger streckte immer noch die Hände mit der Post aus. »Vielen Dank für die Umstände, die Sie sich machen!«, blaffte er sie an.

»Warum?«, fragte Charlotte. Was meinte er?

Der Postbote schüttelte den Kopf, schlug die freie Hand gegen die Stirn und blickte sie mitleidig an. Langsam – und als ob sie geistig zurückgeblieben sei – erklärte er: »Der Briefkasten ist voll, da passt nichts mehr hinein. Deshalb bin ich jetzt extra die vielen Treppen raufgestiegen!«

»Ach so!« War das Erscheinen des Briefträgers vor ihrer Tür nicht ein Wink des Schicksals, das Aussehen der Nebenfigur noch einmal neu zu beschreiben?

»Hier«, wiederholte der Postbote und streckte ihr den Pack Briefe noch mal entgegen. »Der Briefkasten quillt über«, wiederholte er wieder so langsam, als könne sie nur im Schrittempo denken und verstehen.

»Danke!« Charlotte nahm den Pack mit kleinen und großen Kuverts entgegen. »Entschuldigen Sie bitte die Umstände«, erklärte sie peinlich berührt, »ich hab vergessen, im Briefkasten nachzuschauen! Ich arbeite gerade so viel.«

»Vergessen« und »gerade« traf den Sachverhalt nicht genau. Da war vermutlich sehr viel Verdrängung im Spiel, denn im Briefkasten lagen schon seit Jahren keine angenehmen Schreiben mehr, sondern nur noch Rechnungen oder bestenfalls Werbung. Wenn sie in den vergangenen Wochen mal schnell Lebensmittel einkaufen gegangen war, hatte sie immer vorgehabt, am Rückweg in den Briefkasten zu schauen, dann aber nicht mehr daran gedacht.

Ihr Erspartes war fast vollständig aufgebraucht, vielleicht war sogar die Miete nicht mehr abbuchbar gewesen – und »Julia« immer

noch nicht fertig, obwohl sie doch schon vor einem Jahr den letzten Satz und »Ende« hatte schreiben wollen und der einzige Verlag, der Interesse an dem Stoff bekundet hatte, vermutlich längst nicht mehr auf das Manuskript wartete.

Verloren stand Charlotte im Bademantel in ihrem Flur, bemerkte, dass der Postbote wieder verschwunden war, und begriff beim Anblick der Briefe in der Hand plötzlich, dass »Julia« einfach nicht gut genug geworden war. Etwas, von dem sie nicht wusste, was es war, fehlte dem Stoff. Etwas stimmte von Grund auf nicht mit der Struktur, da konnte sie so viel an Namen, einzelnen Szenen oder Sätzen basteln, wie sie wollte. Die anderen Verlage und Agenten hatten schon ihren Grund gehabt, die erste Fassung, die sie vor zwei Jahren angeboten hatte, mit Standardabsagen abzulehnen. In der einzigen nicht vorformulierten Absage war von »blutleer« und »zu konstruiert« und »zu verkopft« die Rede gewesen. Und sie war nur deshalb jetzt immer noch nicht fertig und hatte fast alle Freundschaften, Termine und Briefe ignoriert, weil sie mit einer Fertigstellung und einer Abgabe nicht ein endgültiges Scheitern riskieren wollte. Charlotte startete geistesabwesend ins Leere. Sollte das ein endgültiges künstlerisches Versagen bedeuten, nachdem sie sich vor vier Jahren bei ihrem vierzigsten Geburtstag die Freiheit genommen hatte, endlich einmal zuerst an sich und nicht an die Geschwister zu denken? Und mit jedem Monat und jedem Jahr mehr war »Julia« – falls das Werk wirklich so heißen sollte – zu einem Casino-Chip geworden, mit dem sie unbedingt gewinnen musste, denn sonst hätte sie alles verloren.

Sie brachte die Briefe zum Küchentisch und wunderte sich kurz, warum es so dunkel war – ach ja, sie hatte die Vorhänge zugezogen! Sie musste auch unbedingt an die Sicherungskopie denken. Aber erst einmal duschte sie sich und zog sich frische Wäsche an. Danach würde sie sich wieder dem Leben stellen in Form der Briefe, die zu öffnen waren. Sie musste einen Schlussstrich ziehen.

Während das Wasser beim Duschen über ihren Körper perlte, fiel ihr ein, dass sie zwar auch mit ihrem Musikstudium gescheitert war, aber jederzeit wieder in ihren gelernten Beruf als Maskenbildnerin

zurückkehren könnte. Die Filmfirmen, deren Plakate sie regelmäßig an der Litfaßsäule gegenüber dem Supermarkt sah und für die sie so lange gearbeitet hatte, gab es doch noch, und sie hatte sich mit den Leuten stets – unüblich für den Film – gut verstanden.

Zum ersten Mal seit Wochen wählte Charlotte bewusst das schwarze Kleid zum Anziehen aus und streifte sich nicht achtlos das nächstbeste Stück über. Sie zog die Vorhänge zur Seite, setzte Kaffeewasser auf, schloss den Laptop und sah auf die Briefe. Kontoauszüge; eine Mitteilung vom Vermieter, dass demnächst neuere Rauchmelder installiert werden müssten; die kostenlose Broschüre der Bahn; ein dicker Umschlag mit der neuen Übersetzung von *Madame Bovary* – wie hatte sie vergessen können, dass sie das Buch bestellt hatte! Und ein kleines Kuvert von Dr. Vetter. Ach, der liebe, alte Dr. Vetter, der der beste Freund des Vaters gewesen war, schickte ihr einen altmodischen Brief! Oder stellte er doch eine Rechnung, wie sie gefordert und er empört abgelehnt hatte? Sie hatte sich ihm anvertraut, erklärt, dass sie die Krankenkasse mit Tricks gekündigt hatte, um Geld zu sparen für ein paar weitere Monate Arbeit an ihrem Roman. Zuvor hatte sie, die Weltmeisterin der Verdrängung, die Schwäche ihres Körpers nicht mehr ignorieren können, und war zu ihm gegangen, um sich von dem Internisten untersuchen zu lassen. Wie immer hatte ihr Dr. Vetter nach der Aufforderung, doch privat abzurechnen, scherzhaft erklärt, dass sie mit ihren 1,58 Meter und 45 Kilo als Kind gelten und damit unter die kostenlose Kinderbehandlung fallen würde. Doch dann hatte der Arzt besorgt ausgesehen. Er hatte etwas in ihrer Bauchspeicheldrüse entdeckt, etwas, das dort nicht hingehörte. Da andere, teurere Untersuchungen via Computertomografie oder Kernspin wegen ihrer versicherungstechnisch nicht ganz so optimalen Lage nicht infrage kamen, hatte ihr Dr. Vetter später bei einem »unkonventionellen Kollegen« Gewebe entnehmen lassen – nur zur Sicherheit, wie er sagte, denn »Ärzte müssen immer das Schlimmste ausschließen«. Sollte es Hinweise auf bösartige Veränderungen geben, wollte er sich bei ihr telefonisch melden – das musste nun auch schon fünf oder sechs oder gar acht Wochen her sein. Warum schrieb er ihr nun mit dem Praxisstempel auf dem Kuvert?

»Liebe Charlotte, bitte melden Sie sich umgehend bei mir. Ich kann Sie über Festnetz nicht erreichen (›dieser Anschluss ist vorübergehend nicht erreichbar‹) und auch nicht über Ihr Handy. Das Ergebnis der Biopsie deutet leider auf Schlimmes hin. Die histologische Untersuchung nach Punction sowie die Laborwerte lassen ein Pankreaskarzinom vermuten. Wir müssen sofort weitere Schritte einleiten. Bitte rufen Sie mich an. Ihr Dr. Vetter.«

Charlotte las den Brief mehrmals, aber ihr Kopf und ihr Körper arbeiteten sich nur am ersten Teil der Zeilen ab. Warum war sie nicht erreichbar gewesen? Stimmt, es war ewig her, dass ihr Telefon oder das Handy zuletzt geklingelt hatten! Sie hatte es darauf zurückgeführt, dass sie ihre sämtlichen sozialen Kontakte in den letzten Wochen und Monaten schwer vernachlässigt hatte. Aber über der Arbeit am Text war sie auch gar nicht auf die Idee gekommen, der Sache weiter nachzugehen. Sie nahm das Festnetztelefon in die Hand, um das Freizeichen zu prüfen. Beim Druck auf die grüne Taste geschah nichts. Aber war das nicht immer schon so gewesen? Sie wählte die Nummer der Schwester – nur ein Klacken kam, dann ein ungewöhnlicher Piepton. War die Telefonie abgeschaltet worden? Hatte sie die Rechnung nicht bezahlt? Aber nein, das konnte nicht sein, sie kam doch problemlos ins Internet, hatte heute Morgen noch online recherchiert, und Internet und Telefonie liefen über den gleichen Anbieter. Aber warum war sie auch über Handy nicht erreichbar? Charlotte suchte das Smartphone, fand es schließlich auf einer Ablage im Flur und stellte fest, dass der Akku leer war. Sie hatte das Smartphone hier – das musste auch schon Wochen her sein – gewohnheitsmäßig mit dem Ladekabel verbunden, aber nicht richtig eingesteckt. Charlotte drückte den Stecker fester, endlich erschien das Blitzsymbol für Aufladung. Na also! So unpraktisch war sie nun auch wieder nicht veranlagt – das Steckerproblem hatte sie sofort erkannt und gelöst! Blieb nur noch das Rätsel des Festnetzversagens. Charlotte lief zu Höchstformen auf, öffnete den Laptop und suchte nach der Seite, die ihr der Telekom-Typ bei der Installation gebookmarkt hatte. Darüber könnte sie mit einem Klick alle funktionierenden Verbindungen prüfen. Sie fand diese Seite jedoch nicht

mehr, dachte wieder daran, dass sie dringendst eine Sicherungskopie von »Julia« machen müsste – falls der Name wirklich bliebe – und wollte schon zum Handy, das mittlerweile sicher ein wenig aufgeladen sein müsste, greifen, um bei der Telekom anzurufen und der Sache nachzugehen. Ja, das Smartphone hatte wieder zehn Prozent Akku. 14 entgangene Anrufe blinkten auf. Neun Nachrichten auf der Mailbox. Sollte sie diese noch abhören, bevor sie bei der Telekom anrief? Ja, denn ab heute wollte sie sich dem Leben wieder stellen. Das musste einfach sein, so ging es nicht mehr weiter.

Nein. Weder noch. Charlotte stand mit dem Smartphone in der Hand verloren im Flur herum. Da war noch etwas anderes. Der zweite Teil des Briefes von Dr. Vetter. Oder hatte sie den nur geträumt? Sie ging zurück zum Tisch und nahm das Schreiben des Internisten noch einmal zur Hand und las noch einmal. Und noch einmal. Und erneut.

Plötzlich lächelte sie über sich selbst. Sie fühlte sich wie die Hauptfigur in einem Groschenroman, von der es hieß: »Sie konnte es nicht glauben. Der Arzt musste sich irren. Da musste eine Verwechslung vorliegen. Wie lange hatte sie wohl noch zu leben?«

Charlotte war, als würde jemand anderer in ihr handeln – sie steckte das Handy wieder an das Netzteil, ging zum Laptop, benannte die Romandatei ohne großes Nachdenken in »Juliafinalfassung« um, holte einen Webstick aus der Schublade und zog eine Sicherungskopie darauf. In ein paar Minuten erledigte sie alles, was sie Wochen aufgeschoben hatte.

Dann googelte sie »Pankreaskarzinom« und hielt sich dabei an ihr Motto, über Medizinisches nur ganz kurz nachzulesen, um Hypochondrie zu vermeiden und erst gar nicht auf die Idee einer tödlichen Krankheit zu kommen – was in diesem Fall aber nicht möglich war, denn es handelte sich nicht um einen Schnupfen, sondern um Krebs. Ein paar Zeilen genügten: Bauchspeicheldrüsenkrebs war einer der aggressivsten Tumore. Bemerkte man schon Symptome, so wie sie, standen die Heilungschancen äußerst schlecht.

Erst jetzt fiel ihr auf, dass das Kaffeewasser schon länger kochen musste. Sie nahm Filter, Pulver und goss auf. Bis auf diesen Brief war alles wie immer. Ihr Blick durchstreifte ihre Wohnküche mit der Ikea-Einrichtung und dem Schatz des 1947er Château d'Yquem im alten Küchenbüfett. Nie hatte sie ein Auge dafür gehabt, aber jetzt sah sie, wie verdreckt und verstaubt hier alles war: Krümel und Staubwolken auf dem Fußboden und vermutlich sogar klebrige Reste auf den Vorhangstangen. Sie musste putzen, alles sauber machen, so konnte sie die Wohnung nicht den Geschwistern, die alles ausräumen würden müssen, zurücklassen. Als sie damals, vor gut zwanzig Jahren, die Wohnung der Eltern geleert hatte, war es unerträglich gewesen, so frische Spuren von ihnen vorzufinden. Die Haare in der Bürste der Mutter, die verklebten Ohropax im Nachtkästchen des Vaters, das Lesezeichen im Fachbuch, die zwei Rotweinflecken vor dem Sofa im Wohnzimmer, die Joggingjacke im Wäschekorb, die noch nach Papas Schweiß roch – und der angebrochene Joghurt im Kühlschrank, in dem noch die Teelöffelspur erkennbar gewesen war.

Nichts davon durfte sie ihren Geschwistern antun. Diese mussten eine möglichst klinisch reine Wohnung vorfinden, wenn Charlotte schon nicht selbst in der Lage war, die Zimmer vor ihrem Ableben auszuräumen und aufzulösen, denn das wäre aufgefallen.

An diesem strahlenden Maitag wurde Charlotte innerhalb von Sekunden klar, dass es nur einen einzigen Weg für sie gab: Sie hatte die Pflicht, Hand an sich zu legen, um ihre Geschwister nicht ausbaden zu lassen, was sie selbst angerichtet hatte. Eine Krebstherapie ohne Krankenversicherung würde ein Vermögen und den Nächsten womöglich deren Zukunft kosten. Und das alles für eine Behandlung, die ohnehin nur geringste Aussichten auf Erfolg hatte.

So unentschlossen sie sonst die vergangenen Jahre gewesen war, so eindeutig stand ihr nun vor Augen, was zu tun war. Sie zog sich eine Jacke über, griff zum Schlüsselbund und steckte den Brief von Dr. Vetter und den Jean-Améry-Band in die Tasche. Draußen würde sie die Diagnose noch einmal lesen. Sie musste hier weg, aus

dieser Wohnung, raus ins Freie. Wenigstens war sie heute schon früher als sonst geduscht und sogar auch noch einigermaßen gut angezogen.

Draußen im Park an der Lessingstraße zwitscherten die Amselmännchen laut, jetzt im Mai, auf der Suche nach einem Weibchen. Ein turtelndes Paar zog an ihr vorbei; eine Mutter versuchte ihre rund fünfjährige Tochter zu zähmen, die ständig auf Bäume klettern wollte; ein hagerer Typ, der nach Drogenabhängigkeit aussah, fragte sie nach einer Zigarette. So ging jeder seinem Leben nach. Sie aber hatte jetzt ihrem Tod nachzugehen. Nur wie? Philosophisch war alles klar. »Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Wo er ist, bin ich nicht, und wo ich bin, ist er nicht.« Epikur. Sinngemäß. Sie konnte den Denker nicht mehr wortwörtlich zitieren, denn das Altgriechische hatte sie seit der Schulzeit wieder verlernt. Aber war es denn möglich, nicht nur Altgriechisch, sondern auch das Weinen zu verlernen?

Charlotte saß auf der Parkbank und las noch einmal »Pankreaskarzinom«, also vulgo »Bauchspeicheldrüsenkrebs«. Was hatte sie in ihrem Leben schon geweint. Als Kind wegen aufgeschlagener Knie, als 19-Jährige, weil sie nicht auf Anhieb die Aufnahmeprüfung an der Musikhochschule bestanden hatte, wegen des Todes der Eltern, aus Liebeskummer, aber auch schon oft beim Lesen von Trakl, Rilke, Bachmann, Celan und sogar Goethe. Dabei – dessen war sich Charlotte sicher – hätte Weinen sie sehr erleichtert und die Anspannung abgebaut, eine Anspannung, unter der sie zweifellos stehen musste, auch wenn sich diese nicht zeigte.

Nicht nur Epikur, sondern auch Jean Améry mit seinem *Hand an sich legen* besaß zweifellos Gültigkeit: »Wer abspringt, ist nicht notwendigerweise dem Wahnsinn verfallen, ist nicht einmal unter allen Umständen ›gestört‹ oder ›verstört‹. Der Hang zum Freitod ist keine Krankheit, von der man geheilt werden muss wie von den Masern. ... Der Freitod ist ein Privileg des Humanen.« Wie so oft war auch hier die Begrifflichkeit entscheidend. »Selbstmord« implizierte eine Ge-

walttat gegen das Leben. »Freitod« bezeichnete hingegen eine Entscheidung für oder wider das Dasein. Im philosophisch-literarisch-psychologischen Mainstream reflektierte das nur niemand mehr.

Aber warum hatte sie nur Améry und weder Rilke noch Trakl noch Celan eingesteckt, um die Gedichte hier lesen zu können? Der Lyrik hatte sie doch drei eigene Fächer im Bücherregal eingeräumt; nachdem sie sich ewig nicht entscheiden hatte können, ob sie die Bände nach Alphabet oder nach Sprache einordnen sollte, war sie vor einem halben Jahr auf die Idee gekommen, nach Gattungen zu sortieren. Belletristik stand neben Sachbuch und Drama und Lyrik. Ganz oben thronten selbstverständlich die Werke von Gott Shakespeare.

»Was ist nun wirklich wichtig?«, fragte sich Charlotte plötzlich ganz ungewöhnlich pragmatisch, während sie auf der Parkbank saß. Wohnung putzen, noch einmal mit Dr. Vetter sprechen und wichtige Informationen sammeln – nein, nicht zu dieser scheußlichen Krankheit. Sie musste das »Wie« recherchieren, denn sie wusste nur zu gut um ihr praktisches Ungeschick. Sie entsprach eins zu eins dem Klischee einer verträumten Künstlerin. Sie hatte nicht nur in der Kunst versagt, sondern auch im Leben. Beim Sterben durfte sie auf keinen Fall noch einmal scheitern.

Googeln zu Möglichkeiten der »praktischen Umsetzung des Freitodes« schied deshalb aus. Sie hatte schon von Fällen gelesen, bei denen der Browserverlauf beobachtet worden war (wie sehr wurden sie eigentlich mittlerweile überwacht?) und die Lebensmüden deshalb in die Psychiatrie eingewiesen worden waren. Aber hatte sie nicht in der Zeit, als sie noch ausgegangen war, auf Toiletten immer wieder mal Telefonhinweise zu »Hilfe in Lebenskrisen« gesehen? Sie würde gleich noch in der *Alten Kneipe* vorbeischaun und nachsehen, denn zunehmend formte sich ein Plan in ihrem Kopf. Eine anonyme psychologische Beratung konnte sie bei geschickter Gesprächsführung für ihre eigentlichen Zwecke nutzen. Sie wollte herausfinden, welche Methode im wahrsten Sinne des Wortes todsicher war. Denn so wie sie sich kannte, würde ein Lokführer bei ihrem Anblick auf den Gleis-

sen einen Herzinfarkt bekommen und den Zug schon weit vor ihr zum Stehen bringen. Oder einem Pflanzengift würde es ausgerechnet in dieser Saison an der nötigen Toxizität fehlen und deshalb würde es nicht wirken. Womöglich würde auch noch der Strick reißen, falls sie sich für Erhängen entschied. Keine dieser Pannen durfte sie den Geschwistern zumuten. Jedes Ungeschick wäre mehr als verantwortungslos.

Wie seltsam: Im Organisieren des Todes kehrten eine Energie und ein Lebenswille zurück, mit denen sie Bäume hätte ausreißen mögen. Jetzt, da es mit ihr vermutlich ziemlich schnell zu Ende ging, spürte sie über diese Aufgabe wieder eine lange nicht mehr empfundene Lebensfreude.

Charlotte kaufte im Vorbeigehen im Drogeriemarkt die qualitativ hochwertigsten Putzmittel ein, schenkte einem Penner das letzte Kleingeld aus ihrer Börse und wählte daheim mit dem Smartphone die Nummer von Dr. Vetter.

Sie war ruhig und gefasst. Sie war *zu* ruhig und *zu* sehr in der Spur. Während sie darauf wartete, dass Dr. Vetter abhob, dachte sie seelenruhig: »Ich hatte eh nicht vor, ewig zu leben.« Sollte sie sich das als Inschrift auf dem Grabstein wünschen? Nein! Denn ohne größeres Nachdenken und Suchen nach geeigneten Worten fiel Charlotte etwas Besseres ein. Der Steinmetz sollte in einer schönen, serifenlosen Typo meißeln: »Der gewünschte Gesprächspartner ist momentan nicht zu erreichen.«

JESSY

Sie starrt nur. Sie kann sich nicht bewegen. Ist wie eingefroren. Wie die Fische im Eis in der Palette, an der sie sich den Zeh gebrochen hat. Sie steht da und starrt nur. Das kann doch nicht sein. Muss ein Albtraum sein. Er küsst diese fremde Frau auf die Stirn. Bewegt sich rhythmisch. Fährt der da zärtlich durchs Haar. Stemmt den Oberkörper mit den breiten Schultern hoch und macht schneller. In Jessys Bett! Dort, wo sie selbst heute Nacht noch neben ihm gelegen hat. Mit einem zarten Kuss hat sie sich heute Morgen verabschiedet, weil er noch geschlafen hat. Dort, wo er ihren Kopf fest in die Hände genommen und gesagt hat: »Ich liebe dich. Du bist die Frau meines Lebens.« Und dann: »Wir gründen eine Familie.« Sie hatte gelacht: Jetzt doch noch nicht. Gescherzt: Erst wenn ich 30 bin. Er hatte gesagt: Neun Jahre warte ich nicht. Big love. Forever. Hat er gesagt.

Die stöhnen vor Lust. Sie starrt nur. Es ist 15 Uhr. Der gebrochene große Zeh schmerzt. Deshalb ist sie früher von der Arbeit weg. Er ist nicht in der Vorlesung. Rechtsgeschichte ist heute. Ab 15 Uhr. C. t. »C. t.« hat sie von Jossip gelernt. Ist lateinisch. »Cum tempore« heißt das. Akademisches Viertelstündchen. Hat gedacht, der Jossip ist zur Vorlesung gegangen. Son of a bitch! Die stöhnen. Vor Lust. Zerstechen ihr das Herz. Muss ein Albtraum sein. Ihr wird schwindelig. Er will sie doch in der Kirche heiraten. Bald. Sie im weißen Kleid. Er im Anzug. Dann will er Anwalt werden. Sie soll das Abitur nachmachen, sagt er. Sie wollen eine Familie werden. Nicht so asi wie bei ihr daheim soll das alles werden.

Sie möchte das iPhone aus der Tasche holen und filmen. Als Beweis. »Du brauchst immer Beweise«, sagt Jossip. Sie traut ihrem Kopf nicht, der das mit ihren Augen sieht. Sie steckt wie in Watte. Die Hand umklammert das iPhone in der rechten Shortstasche. Sie kann es nicht herausnehmen. Sie kann die Hand nicht bewegen. Sie kann nur starren. Sie kann nicht mal schreien. Big love. Forever. Hurensohn! Diese Bitch. Blond, blaue Augen, wie sie selbst. Nur die Titten kleiner als ihre. Seine breiten Schultern. Er stöhnt lustvoll.

Aufhören! Aufhören! Das muss aufhören! Sie kann nicht schreien. Geht einfach nicht. Kein Laut in der Kehle. Jessys Finger ballen sich um das iPhone in der rechten Hosentasche. In der linken Hand hat sie noch die Schlüssel. Sie schafft es, die Finger zu bewegen. Sie wirft die Schlüssel auf die beiden drauf. Steht immer noch in der Türschwelle. Kann plötzlich doch schreien: »Raus! Raus! Raus!«

So schnell schaute nicht, gehen die auseinander. Die Bitch glotzt sie blöd an, zieht das Laken über sich.

»Raus!«, brüllt Jessy wieder. Die fucking Bitch packt sich ihre Wäsche und rennt an ihr vorbei ins Bad. Jossip steht vor ihr, einen Kopf größer als sie, sieht ihr immerzu in die Augen. Sein Dick ist nach unten gefahren. Sieht ihr immerzu in die Augen. Steht vor ihr, einen Kopf größer als sie.

»Hey, Jessy, ich kann dir das erklären.« Will ihr durchs Haar fahren. Sie schlägt seine Hand weg.

»Das war nur so ein Tagesausflug.«

»Tagesausflug«. Der hat sie wohl nicht mehr alle. Vor Jossip war kein anderer Mann. Hat sie damals niemandem gesagt. Sie war noch Jungfrau. Wollte nie wie Mom werden. Nie so asi mit Alk und Männern wie Mom.

Sie möchte ihn küssen und ihm zugleich eine in die Fresse hauen. Sie wurde mal von einem Hund gebissen. Jetzt fallen hundert Hunde gleichzeitig über sie her. Sie kann sie nicht wegschlagen. Alles, alles tut weh.

»Verpiss dich!«, schreit Jessy. »Los! Sofort!«

Mit dem Liebeslügenblick: »Hör mal Jessy, ich kann dir das ...«

»Raus!«

»Lass uns doch in Ruhe ...«

»Meine Fresse!« Endlich kann sie sogar wieder normal reden.
»Welche Silbe beim Wort ›raus‹ verstehst du nicht?«

»Jessy, es ist anders, als du ...«

»Schlüssel! Gib mir die Schlüssel! Du bist hier raus! Für immer!«

Jossip gibt auf. Zieht sich an, nicht besonders schnell. Sie schaut ihm zu. Noch nie hat ihr jemand so wehgetan. Ihr Herz schlägt turbo. Wenigstens sieht es keiner. Love. Forever. Für immer – bis 15 Uhr s. t.

Sie zittert, versteckt die Hände in den Taschen ihrer Shorts. Soll er nicht sehen, das Zittern. Hat Angst, dass sie umkippt.

»Mach schneller. Dann kriegste die Vorlesung vielleicht noch.«
Schafft sie, das megacool zu sagen.

»Sweetheart«, sagt er, »der war gut!«

»Fuck off, pick!« *House of Cards* und andere amerikanische Serien hat sie mit ihm geguckt, aneinandergekuschelt, auf der Couch. Mit Chips und Cola. Jossip wollte sie im Original sehen. Geht doch nicht mit deutschen Sprechern, hat er gesagt. Hatte sie Schiss gehabt, nichts zu kapiieren. Und dann richtig gut Englisch dabei gelernt. Jossip war baff gewesen: Hey, du lernst rasend schnell. Hatte Wörter, die sie nicht kannte, immer nachgeguckt. Er: Abitur. Sie: Hauptschulabschluss. Hieß ja jetzt beschönigend »Mittelschule«. Und jetzt war ihr Englisch so viel besser als seins. Sie, die im Deutschauufsatz so oft eine Sechs bekommen hatte und deshalb durchgefallen war. Thanks, Jossip, son of a bitch.

Die Wohnungstür fällt zu. Die Bitch ist raus. Jessy steht immer noch, die Arme verschränkt, in der Türschwelle zum Schlafzimmer.

»Fass mich nicht an!«, zischt sie leise, als Jossip langsam auf sie zugeht. »Sonst bring ich dich um.« Sie denkt: Oder mich. Leben ohne Jossip geht nicht. Geht gar nicht.

»Ich melde mich wieder, wenn du dich beruhigt hast«, sagt er. Das sagt der einfach so wie »Tagesausflug!«

Sie starrt ihn an. »Kein Bedarf.«

Er grinst blöd. Hebt die Hand, will sie streicheln, lässt die Hand wieder fallen, als er ihren Blick kapiert. »Die Schlüssel!«, sagt sie cool. »Gib her!«

Komplett verarscht. Er hat sie komplett verarscht. Nicht mal das Einjährige haben sie geschafft. Ihr wird wieder schwindelig, sie lehnt sich am Türrahmen an. Tut geschmeidig. Innen rast das Herz. Wie oft hat er ...? Nee, bloß nicht fragen. Heul nicht! Heul später! Zeig ihm bloß kein Feeling mehr. Love forever – game over.

Er geht hinaus in den Flur. Sie bleibt stehen, wo sie steht. Hört, wie er die Schlüssel auf den Tisch legt. Sie schließt die Augen. Raus, raus, raus, geh endlich raus! Sie hört ihn vor der Wohnungstür stehen bleiben. Überlegt wohl, was er noch tun könnte. Sie möchte das Bett durch das Fenster auf die Straße schleudern und sich ihr Herz ausreißen. Geh endlich raus! Piss off! Mach! Sie kann nicht schreien. Aber sie kann rufen: »Und schöne Grüße an deinen guten Charakter, falls du ihm jemals wieder begegnest.«

Endlich fällt die Tür hinter ihm zu. Sie geht zur Wand, haut mit den Fäusten auf die Mauer ein. Sie weint und schreit. Das ist nicht auszuhalten. Niemand kann so etwas aushalten.

Sie setzt sich auf den Boden, lehnt sich mit dem Rücken an die Wand, zieht die Knie hoch, legt die Arme darauf und starrt auf das Bett, ihr Bett, in dem die beiden es getrieben haben.

Nee, Jossip, nicht mit mir! Ich hab mich aus dem Dreck gezogen. Du ziehst mich da nicht wieder rein! Kannste knicken. Son of a bitch! Life is a bitch! I will end you. Brate in der Hölle! ... Yes! Und ich chill im Himmel!